

Maria Biedrawa

Behinderte Menschen – Wie können wir gemeinsam leben?

Am Beispiel der ARCHE-Gemeinschaften

1 Was ist die ARCHE

1.1 Geschichte

Es war 1964, Jean Vanier, ehemaliger Marineoffizier auf einem britischen Flugzeugträger, vom Abwurf der Atombomben auf Hiroshima tief erschüttert und wie damals viele seiner Kollegen zur Besinnung aufgeschüttelt über Sinn und Unsinn ihres Handwerks, hatte schon damals seine Laufbahn verändert. Er trat aus der Marine aus, studierte Philosophie und wurde Professor an der Universität in Toronto, spezialisiert auf Aristoteles, bis ein zweites Erlebnis auch dieser Laufbahn noch einmal eine Wende gab. Es war während eines Besuches bei einem Freund in Frankreich, der damals Seelsorger im Psychiatrischen Krankenhaus war. Es war nicht irgendein Krankenhaus, es war das damals größte in Nordfrankreich, mit 4000 Patienten, die in sehr desolaten Verhältnissen lebten, z.B. 80 Männer in zwei großen Schlafsälen, ohne jede Beschäftigung, ohne einen Gegenstand, den sie ihr eigen nennen konnten, und vor allem ohne Zuwendung, ohne Liebe, ohne die Würde, die jedem Menschen zusteht. Diese Situation war außerdem kein Einzelfall, sondern für viele Menschen, die keine Familien mehr hinter sich hatten, die Regel.

Jean Vanier ließ sich berühren. Er hängte seine Karriere in Kanada an den Nagel, kaufte mit Hilfe einiger Freunde in Frankreich ein kleines Haus in einem kleinen Dorf und nahm Philippe und Raphael zu sich. Die erste Arbeit war die Instandsetzung des Hauses sowie für ihn, der sich im Organisieren auskannte sowie in der Philosophie, das Kochen – und vor allem das Zuhörenlernen, denn er entdeckte bald, daß **Raphael und Philippe** kein Interesse hatten an militärischer Genauigkeit, noch halfen die universitären Verhaltensmuster und Erfahrungen jetzt weiter. Das einzige, was Aristoteles ihm jetzt zu bieten hatte, war einer seiner Aussprüche: **Eine Freundschaft entsteht, wenn man einen Sack Salz gemeinsam gegessen hat.** – Natürlich nicht in einem heroisch-sinnlosen Akt auf einmal, sondern nach und nach, in den kleinen Brisen, die jedes Essen würzen. Anders gesagt bedeutet das, sich Zeit zu nehmen, um die Welt des anderen zu entdecken. Es bedeutet, frei zu werden von der eigenen Sicht der Dinge, um die Wahrheit des anderen wirklich zu begreifen. Er wußte nicht, wohin ihn dieses Experiment führen würde, er war ja alles andere als kompetent, und er war der erste, der so etwas in Frankreich unternahm. Er wußte nur eins: Er hatte einen Schritt gesetzt, den er **nie mehr rückgängig** machen könne.

Er war einen **Bund** eingegangen. Das einzige, das undenkbar war, war, diese beiden Männer und die anderen, die ihnen folgten, wieder zurückzuschicken.

Diese **Inkompetenz** war aber auch eine Chance, eine Gnade. Denn jetzt brauchte er Hilfe. Das Leben war nicht immer einfach. Menschen, die aus einer Welt der Gewalt kommen, legen

diese Gewalt nicht von heute auf morgen ab, Menschen, die oft betrogen worden sind, ausge­nützt, denen Liebe vorenthalten blieb, prüfen genau und lange, ob die Liebe eines Menschen echt ist, dauerhaft und tragfähig. Und die Hilfe kam. Es waren Menschen, die entweder wie er angerührt waren von so viel Armut, aber auch, und das wissen wir alle, die wir mit Menschen mit einer geistigen Behinderung täglichen Umgang haben, von so viel Spontaneität, Herzlich­keit, Wahrhaftigkeit; oder es waren Menschen, die die Bedeutung dieses Aufbruches erkann­ten. So übernahm eine Nachbarin die Regie in der Küche, was zum Frieden im Haus bald ent­scheidend beitrug, eine Sozialarbeiterin aus der Umgebung setzte ihr Können und ihre Verbin­dungen ein, um die Sache auf eine rechtlich und finanziell vernünftige Basis zu stellen, ein Psychiater versorgte Jean und seine ersten BegleiterInnen mit dem nötigen Wissen und, heute würden wir sagen, mit Supervision. Das war die zweite Erkenntnis: Jeder brauchte hier jeden, nicht mehr Jean war es, der Menschen mit einer Behinderung aufnahm, eine Gemeinschaft war es, die hier handelte.

Aber das war noch nicht alles, und es war auch noch nicht, was die Arche zur Arche macht. **Philippe und Raphael** vermittelten eins: sie wollten Freunde, sie wollten **am Leben teilha­ben**, so wie sie das eben konnten – und auch sie hielten ihren Beitrag bereit. Sie würden die BegleiterInnen hinführen zu Schichten ihres Lebens, die sie bis jetzt ausgeklammert hatten, die brach lagen, hin zu ihrem Potential von Zärtlichkeit und Treue, sie würden entdecken, daß wir Menschen aus dem gleichen Holz geschnitzt sind, und daß, um es mit einem Wort von Vinzenz von Paul zu sagen, „die Armen unsere Lehrmeister sind“. Als solche gehört ihnen der Platz im Mittelpunkt, im Herzen der Gemeinschaft, und die Arche ist dazu da, und allein dazu da, diesem Schrei nach Freundschaft zu antworten.

1.2 Die Gemeinschaft von Trosly heute

Als Jean in das Haus in der Rue Marillac einzog, war seine Vorstellung, daß eine Gemein­schaft nie größer sein sollte, als daß sie in einem Auto Platz hat, sagen wir in einem R4. Ir­gend etwas ist an der Rechnung nicht aufgegangen, denn heute bräuchten wir wohl 100 R4.

Die Gemeinschaft ist gewachsen. Sie ist gewachsen, weil andere Menschen mit Behinderung nachkamen, und sie ist auch gewachsen, weil junge Menschen kamen, teils frühere Freunde und Bekannte von Jean aus Kanada, teils Leute, die von der Arche gehört hatten.

So besteht die Gemeinschaft, in der ich heute lebe und die die Gründungsgemeinschaft der Arche ist, aus neun Hausgemeinschaften, in denen 68 Menschen mit Behinderung leben, und ungefähr noch einmal so viele BegleiterInnen, jeweils in Gruppen von etwa 14 bis 16 Leuten. Dazu gehört eine Werkstatt, in der Industriearbeiten ausgeführt werden, aber auch Kunst­handwerk (Mosaik, Ton, Metall), eine große Gärtnerei, die nicht auf die Abdeckung des Ei­genbedarfes abzielt, sondern darauf, ein geeignetes Betätigungsfeld zu bieten, und eine Gärtnerei, die Aufträge entgegennimmt wie die Instandhaltung und das Schaffen von Gartenan­lagen von Privateigentümern oder Industrieanlagen. Es gehört eine Beschäftigungstherapie da­zu, ein „Treff der Weisen“, das ist ein Nachmittagskreis für die alternden behinderten Men­schen, sowie eine Hausgemeinschaft und die Tagesheimstätte für Menschen mit einer schwe­ren Mehrfachbehinderung. Dieses Haus, das heuer 20 Jahre alt geworden ist, war das erste seiner Art in Frankreich. Zu dieser Gemeinschaft gehören die BegleiterInnen, die in den Hausgemeinschaften leben, sowie die Familien, die allerdings in ihren eigenen Häusern leben, tagsüber in den verschiedenen Bereichen der Gemeinschaft arbeiten, und dann, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, Distanz und Nähe zu einer Hausgemeinschaft oder einem ihrer behinder­ten Mitglieder bestimmen.

Für die Gemeinschaft arbeitet auch ein Team von zwei praktischen Ärzten, zwei Psychologinnen, einem Psychiater, zwei Krankenschwestern und einer Bewegungstherapeutin. Sie sind von der Gemeinschaft angestellt und nicht deren Mitglieder, um die notfalls kritische Distanz und Unabhängigkeit wahren zu können.

Die Beziehung zur **Ortsbevölkerung** war und ist nicht immer einfach. Als die Arche innerhalb von 14 Jahren das sechste Haus eröffnete, gab der Bürgermeister zu verstehen, daß jetzt das Limit erreicht sei. Eigentlich müssen wir ihm dankbar sein, denn es bewahrte uns davor, zu groß zu werden. Die Kontakte sind individuell, und sehr oft sind es die Menschen mit Behinderung, die sie stiften und aufrechterhalten. Mit einem Nachbarn z.B. war es über 20 Jahre lang besonders schwierig. Er war ein armer Mann, verarmt auch durch den Alkohol, der Anblick von Behinderung, von Leid war ihm unerträglich, und so fand er auch jedesmal, wenn man vorüberging, was zum Schimpfen. Und wir mußten oft an ihm vorübergehen – denn er lebte in der Straße, die die Hauptachse ist zwischen den Häusern, der Verwaltung, der Post, der Kapelle, dem Faxgerät usw – an ihm und seinen vielen Tieren. **Dominique**, der selbst aus einem ähnlichen Milieu kommt, war von der Schimpferei nicht so beeindruckt, ihn interessierten vor allem die Tiere. Er selbst hatte einen Hasen, und die Ferien nahten. Da fragte er ihn – dazu hätte niemand von uns sonst den Mut gehabt und wir wußten es zum Glück auch nicht – da fragte er ihn, ob er nicht in den Ferien auf seinen Hasen aufpassen könnte. Es würde mich nicht wundern, hätte er auch einen Knochen für seinen Hund dabei gehabt. Jedenfalls sagte der Nachbar ja – endlich war er gebraucht, auf einer Ebene, auf der auch er etwas geben konnte. Das Eis war gebrochen.

Zu anderen sind die Beziehungen zum Glück einfacher.

Es ist uns wichtig, uns mit der Nachbarschaft, mit den Betrieben der Umgebung, kurz mit unserem sozialen, kulturellen, religiösen und wirtschaftlichen Umfeld zu vernetzen, teilzunehmen an den Ereignissen eines Dorflebens; es ist uns auch wichtig, in politischen Gremien mitzudenken, in Instanzen, in denen verschiedene Einrichtungsträger unseres Kantons oder unserer „Région“ zusammenkommen oder uns auch auf nationaler Ebene mit anderen zu engagieren, besonders wenn es um die Erinnerung an Menschenwürde und Recht auf Leben geht. Wir wollen das in erster Linie durch unser gelebtes Zeugnis, aber manchmal ist dies zuwenig, manchmal muß es auch in Worte gefaßt sein, um so verfügbar zu werden.

1.3 Arche als internationales Netz

Die Arche blieb nicht auf Frankreich beschränkt. In England war damals die Situation ähnlich, 1972 entstand die erste von heute acht Gemeinschaften auf den britischen Inseln; Zentralamerika, Indien, die Philippinen, vier afrikanische Länder folgten und auch osteuropäische. Wir sind einander verbunden durch gegenseitige finanzielle Unterstützung oder den Austausch von BegleiterInnen, mehr aber noch durch den gemeinsamen Kern, der uns bei aller Verschiedenheit verbindet. **Kulturell** gleicht keine Arche der anderen, und doch fühlt man sich sofort zu Hause, sobald man über die Türschwelle tritt. Menschen mit einer geistigen Behinderung scheinen ein Charisma zu besitzen, das sich durch alle kulturellen Färbungen hindurch treu bleibt und das Menschen ungeachtet ihrer Herkunft berührt und verbindet. So ist es möglich, daß z.B. in Indien Hindus, Moslems und Christen, Berührbare und Unberührbare gemeinsam leben und sogar täglich gemeinsam beten – allerdings in Stille, damit die Verschiedenheit respektiert wird und bestehen bleibt. Aber ist dies nicht auch die geeignete Form des Betens mit Menschen, die oft nicht sprechen können?

Es gibt heute 110 Gemeinschaften in über 30 Ländern der Erde. Es sind Gemeinschaften unterschiedlicher Größe, oft nur eine einzige Hausgemeinschaft, bestehend aus zehn oder zwölf Leuten, manchmal inmitten der Stadt, in Kalkutta im Bahnhofsviertel, manchmal am Land, manchmal in Wohngebieten des Mittelstandes und manchmal ausgesprochen arm, manchmal mit, manchmal mit wenig oder gar keiner staatlichen Unterstützung. Was bleibt, ist die gemeinsame Herausforderung: Freunde zu werden, Gemeinschaft zu stiften, anzunehmen und lebendig zu erhalten – oder mit den Worten der Charta:

I.1. Ziel der Arche ist es, Gemeinschaften zu schaffen, die Menschen mit einer geistigen Behinderung aufnehmen. Sie will so auf die Not derer antworten, die oft ausgeschlossen werden, und ihnen ihren Platz in der Gesellschaft zurückgeben.

I.2. Die Arche möchte die besonderen Gaben von Menschen mit einer geistigen Behinderung erkennen lassen. Sie sind das Herz unserer Gemeinschaft und rufen andere dazu auf, ihr Leben mit ihnen zu teilen.

I.3. Die Arche ist sich bewußt, daß sie nicht alle Menschen mit einer geistigen Behinderung aufnehmen kann. Sie ist keine Lösung, sie ist ein Zeichen, ein Zeichen dafür, daß eine wahrhaft menschliche Gesellschaft auf der Annahme und Achtung ihrer ärmsten und schwächsten Glieder gegründet sein muß.

2 Die Mitglieder mit einer Behinderung

Ein Großteil der Menschen, die im Mittelpunkt, im Herzen unserer Gemeinschaft stehen, kamen in der Gründungsphase aus **psychiatrischen Krankenhäusern**. Es war dies ja das vorrangige Anliegen der Gründung. Aus diesem Grund ist auch ein großer Teil unter ihnen nicht nur geistig behindert, sondern auch verletzt vom Leben. Wir leben mit Menschen, **deren Wunden wir oft nicht heilen können**. Wir können manchmal dazu beitragen, daß sich Abstände zwischen Gewaltausbrüchen oder Depressionen verlängern, wir können manchmal dazu beitragen, daß ihre Intensität nachläßt, wir können sie nicht verhindern und nur ganz selten „wegtherapieren“. **Wir können aber eins**: Dafür sorgen, daß im Rahmen der Möglichkeiten des einzelnen dieser mit entsprechender Lebensqualität leben kann, wir können und müssen, wenn es unsere Kapazität übersteigt, außerhalb Hilfe suchen, und wir können uns bemühen, daß der Mensch in allen Phasen ein Angenommener ist.

Der Großteil der Menschen, der heute zu uns kommt, kommt aus berufsbildenden Schulen für behinderte Menschen, Sondereinrichtungen und Familien. Die Frage bei Neuaufnahmen ist für uns immer, wo heute die Benachteiligten unter den Behinderten sind. Auch hier begegnen uns Menschen, die aus schwierigen sozialen Verhältnissen kommen, vom Rand der Gesellschaft, viele unter ihnen sind Einwanderer bzw. deren Kinder. Unsere „**Externen**“, d.h. jene, die in unseren Werkstätten zur Arbeit kommen, sind oft die einzigen in ihrer Familie, die auch Arbeit haben. Abends gehen sie dann in ein Milieu zurück, in dem bisweilen Alkohol, Gewalt und Fernsehen als Droge den Ton angeben. Unter ihnen sind auch junge Menschen, die nur eine ganz leichte Behinderung haben, sie haben z.B. sogar einen Führerschein, aber die leichte Behinderung reicht aus, daß sie am Arbeitsmarkt, auf dem die Stellen knapp werden, keine Arbeit mehr finden. Wir stehen hier jedesmal vor einer ethischen Entscheidung: beginnt hier für jemanden, der vielleicht den Mut verloren hat, ein Abstieg – oder kann es die Chance sein, die er braucht, um menschlich aufzutanken vor dem nächsten Start. Aber kann man mit dem

Vermerk im Lebenslauf, daß man einige Jahre in einer Werkstätte für Behinderte verbracht hat, denn heute wirklich neu starten?

Manche Menschen kommen aus ihren **Familien**. Die Eltern tragen die Entscheidung sehr unterschiedlich mit. Auch sie brauchen eine einfühlsame Begleitung. Allerdings muß klar bleiben, für wen wir da sind. Manchmal müssen wir Jugendliche, deren Eltern sich noch nicht abgelöst haben, schützen, deren Sicht der Dinge zur Sprache bringen und vermitteln.

Die Menschen, die einmal in der Arche aufgenommen sind, sollen hier **a priori einen Platz auf Lebenszeit** haben, wenn es für sie förderlich ist und sie es auch wünschen. Hier kommt es aber vor allem darauf an zu wissen, unter welchen Voraussetzungen jemand angekommen ist, d.h. freiwillig und vorbereitet, unfreiwillig, aus der Not einer Situation heraus, die einen Bruch bedeutet hat; war es die einzige Möglichkeit für eine junge Frau, z.B. ihrem Milieu zu entkommen – und ist es dann nicht unsere Aufgabe, ihre Zukunftspläne kennenzulernen und an ihrer Verwirklichung zu arbeiten? Es handelt sich hier um ein Angebot, daß der Platz auf Lebenszeit bereitgestellt sein soll – es handelt sich nicht um ein Gefängnis.

Manche Menschen kommen aber auch von selbst, z.B. **Kriszti** in Ungarn. Sie lebte in einer großen Einrichtung, und das eigentlich immer auf ihrem Bett, mit der Puppe in der Hand, und rührte sich nicht. Sie konnte auch nicht sprechen und war recht isoliert von den anderen. Als Ildiko kam, um Olga und noch eine Frau abzuholen und die Arche in Budapest zu eröffnen, geschah folgendes: Ildiko war keine Unbekannte, sie war oft auf Besuch. Sie kannte Olga schon lange. Als der entscheidende Moment also gekommen war, stand Kriszti plötzlich auf und folgte der Schar. Sie tat das mit einer Entschiedenheit und Bewußtheit, die niemand von ihr kannte. Sie schaffte es, zum Auto voranzulaufen, als ginge es um ihr Leben – um das ging es ja auch – sie war als erste drinnen und durch nichts in der Welt wieder herauszubekommen. Der Papierkram war damals in Ungarn offensichtlich noch nicht so genau – jedenfalls fuhr Kriszti mit. Einige Monate später begann sie zu singen und dann zu sprechen.

3 Die BegleiterInnen

Sie kommen aus allen Erdteilen, einige mit 18, einige, und das immer häufiger, Mitte oder Ende 20. Sie kommen, weil ihnen Freunde von der Arche erzählt haben, weil sie auf der Suche nach einer Gemeinschaftserfahrung sind, weil sie ein Leben mit Menschen mit einer Behinderung ausprobieren wollen, weil sie ein Vorpraktikum für eine einschlägige Ausbildung machen. Sie kommen aber auch, weil sie einen für ihre Familien akzeptablen Grund suchen, um sich von dieser abzulösen, und ein soziales Engagement, bei dem man noch dazu französisch lernt; sie kommen, weil sie enttäuscht sind von oder auf der Flucht vor Arbeit, Gesellschaft, Einsamkeit, Erwachsenwerden oder sich selbst, also auf der Suche nach Schutz; manche kommen fast irrtümlich, z.B. eine junge Frau, die beim Autostoppen mitgenommen und vor dem Weiterstoppen noch zum Essen eingeladen wurde. Sie hat nicht weitergestoppt, sie ist jetzt, 20 Jahre später, immer noch da.

Sie kommen **auf Zeit**, einige Monate oder ein Jahr, manche verlängern ihr Engagement, es kann daraus ein Weg werden über Jahre, Jahrzehnte, für ein ganzes Leben.

Es steht uns nicht zu, über die Motivationen zu urteilen, die jemanden hierher bringen, sehr wohl ist es aber unsere Aufgabe, Menschen zu begleiten, ihnen zu helfen, sich in der Gemeinschaft zurechtzufinden, ihre Spielregeln kennenzulernen, hingeführt zu werden zu einem Verständnis für die Art und Weise, wie wir miteinander leben wollen.

Wir verlangen keine Diplome und Empfehlungsschreiben, wir legen jedoch Etappen fest: Eine Woche Zuschauen und Kennenlernen, einen Monat Praktikum, danach wird die Dauer der ersten Bindung festgelegt, jedoch höchstens auf ein Jahr, mit regelmäßigen Evaluationsgesprächen. Jeder Begleiter bekommt einen persönlichen **Ansprechpartner** mit auf den Weg, jemanden, der schon länger in der Arche ist und der ihm als Kummernummer oder einfach Gegenüber zur Verfügung steht. Ferner gibt es Fortbildungen, Teamgespräche. Es beginnt eine Zeit intensiven Lernens.

4 Die Gemeinschaftserfahrung beginnt

Diese Gruppen von Menschen begegnen nun einander: behinderte Menschen, BegleiterInnen, die schon länger oder gar lange da sind, und die Neuankömmlinge. Sie begegnen einander in der nur denkbar größten **Verschiedenheit**.

Männer und Frauen aller Altersstufen, die alle sozialen Milieus vertreten, kulturelle oder religiöse Herkunft, Charakter, Motivationen, individuelle Gaben und Schwächen, alles ist unterschiedlich, von den intimsten Hoffnungen und Ängsten, die jeder mit sich und in sich trägt, gar nicht zu reden. Das ist meist der erste Schock: Wir leben in einer Gemeinschaft und sind alles andere als gleich ...

Und als wäre dem nicht genug, stehen im Mittelpunkt Menschen, die sich oft nur schwer verständlich machen können, die verletzt sind und die gelegentlich Gleichgewicht und Frieden empfindlich stören. Wenn es aber im Zentrum rumpelt, rumpelt es auch rundherum. Und dennoch „entsteht Gemeinschaft durch Radienzuhung, nicht durch Kreisziehung“, sagt uns Martin Buber.

Viele Menschen kommen mit der Erfahrung an, daß Verschwiegenheit ein Grund für Angst und Trennung ist, oft auch Anlaß der Gewalt, Aufhänger der Ungerechtigkeit. Die Angst vor dem Anderssein ist groß, ob es nun um Behinderung geht oder um die Lebenserfahrung einer Russin, die in Georgien aufwuchs, die also nie auf der richtigen Seite stand: für die Georgier die Russin, für die Russen die Georgierin.

Diese verschiedenen Wege münden nun ineinander. Wir wollen die Verschiedenheit bewußt aufgreifen. Dazu aus der Charta:

I.4. In einer zerrissenen Welt möchte die Arche ein Zeichen der Hoffnung sein. Ihre Gemeinschaften gründen auf die tiefe, beständige Beziehung von Menschen unterschiedlichen intellektuellen Niveaus und verschiedener religiöser, sozialer und kultureller Herkunft. Sie möchten so Zeichen der Einheit, der Treue und der Versöhnung sein.

Das **Miteinander** läßt sich nicht verordnen. Es ist ein **Weg**, der viel Geduld braucht und bei dem man nie ausgelernt hat.

Im Grunde genommen ist die Entwicklung für Menschen mit einer Behinderung und die BegleiterInnen sehr ähnlich, denn es geht um menschliche Entwicklung, es geht um je neues Entdecken seines eigenen und des gemeinsamen Menschseins, und es geht um je neues, je vertieftes Mensch-Werden. Ich verlasse hier die Rahmenbeschreibung, ich gehe hinein in den Inhalt, und das kann ich nur, wenn ich an dieser Stelle auf Spiritualität zu sprechen komme.

Denn die Arche ist **keine Einrichtung, die in erster Linie durch ihr pädagogisches Know-how wirkt**, sondern eine Gemeinschaft, die durch ihr Menschenbild wirkt. Dieses Menschenbild aber ist getragen von der Spiritualität.

5 Einschub: Spiritualität

Es gibt verschiedene Vorstellungen von Spiritualität. Es gibt besonders eine, die Angst macht – und um es vorwegzunehmen, ich beschreibe sie um klarzustellen, daß ich in der Folge von diesem Spiritualitätsbild nicht ausgehe. Es ist so etwas wie eine „**Spiritualität von oben**“, ein Gedankengebäude oder Ideologiekonstrukt, das dem einzelnen übergestülpt wird, das er anzieht wie eine Mönchskutte, das ihm in Hinkunft alle Fragen erspart und alle Antworten bereithält.

Es gibt aber auch eine „**Spiritualität von innen**“. Hier geht es um unsere menschliche Fähigkeit und um unser menschliches Bedürfnis, Sinn zu suchen, Worte für das zu finden, was wir erleben oder auch nur erahnen, hier geht es darum, inmitten aller **Verletzlichkeit und Verletztheit** unseres Lebens, von diesem tiefsten Punkt her uns vorzutasten zu einer Hoffnung, die nichts verleugnet, die nichts ungeschehen macht oder ausklammert und die dennoch darüber hinaushebt. Hier geht es um die Ahnung dessen, daß es das **unerwartete, unkontrollierbare Geschenk** gibt, das dem Leid den Sinn zuspricht, das uns weiterglauben, weitersuchen läßt, als trügen wir in uns die Urerinnerung an Ganzheit, an ungebrochene Liebesfähigkeit und unzerbrochenes Geliebt-Sein. Diese Spiritualität verbindet sich mit meiner Biographie, mit meinem wirklichen Leben. Und diese Urerinnerung ist es, die uns hilft, mit dem ins Gespräch zu kommen, auf Du und Du, das die **Ebenbildlichkeit Gottes** in uns ist, ganz für jeden Menschen, einzigartig für jeden Menschen. Diese Spiritualität ist ein Durst und eine Quelle zugleich. **Ein Durst**, weil wir suchen, weil wir auf dem Weg sind und dieser Weg Kraft kostet, und **eine Quelle**. Manchmal ist es eine frei fließende – d.h. nicht eingebunden in ein festgeschriebenes Gottesbild, manchmal sogar in seiner prinzipiellen Leugnung – und manchmal die gefaßte Quelle, d.h. aus einer bestimmten Tradition schöpfend. Auf jeden Fall aber ist es eine Quelle, weil wir ahnen, daß wir nicht nur Suchende sind, die zu finden hoffen, sondern auch, und sei es nur für einen Augenblick, Gefundene, als ginge unser tiefster Kern an irgendeiner Stelle auch schon wieder über uns hinaus und als hielte er die ganze Schöpfung und seinen Schöpfer in sich. „Homo capax Dei“, **der Mensch ist Gottes fähig**, sagten dazu die Kirchen- und Wüstenväter.

Aber auch seine Umkehrung gilt. Hiermit betrete ich aber das Terrain der gefaßten Quelle, ich bewege mich zu auf einen Gott, dem nichts Menschliches fremd ist: Deus capax hominis – **Gott ist des Menschen fähig**. Unser Durst nach Ganzheit, nach ungebrochener Liebesfähigkeit und unzerbrochenem Geliebt-Sein, unser Durst nach authentischer Individualität und authentischer Universalität ist auch der seine. Er wird sich nichts anderem verschreiben als dem, was in uns die tiefste Hoffnung, die tiefste Sehnsucht ist, und wir schöpfen daraus.

Dazu aus der Charta:

II.4. Schwachheit und Verwundbarkeit eines Menschen sind kein Hindernis auf dem Weg zu Gott, vielmehr oft ein Ausgangspunkt. Denn gerade in der Schwachheit, wenn sie erkannt und angenommen wird, offenbart sich oft die befreiende Liebe Gottes.

II.5. Um zu der inneren Freiheit zu gelangen, zu der alle Menschen berufen sind, und um in der Beziehung mit Gott zu wachsen, braucht jeder Mensch die Möglichkeit, in einer religiösen Tradition verwurzelt zu sein, die ihn stärkt und ihm Nahrung gibt.

6 Die Entdeckung

Die folgenden drei beschriebenen Blickwinkel, die ich nur in einem zeitlichen Hintereinander darstellen kann, sind in Wirklichkeit ineinander verwoben und bringen einander hervor.

6.1 Entdecken, wer ich bin

Der Mensch, der in eine Gemeinschaft hineintritt, findet ein Vis-à-vis, ein Du vor sowie eine Lebensrealität, an der er erleben kann, wer er ist.

Junge Menschen, die Schule und Ausbildung hinter sich haben, lernen nun, Wissen durch Bildung zu ergänzen, erworbene Selbständigkeit durch soziale Kompetenz. Bei Jugendlichen mit einer Behinderung beobachten wir vermehrt, daß sie in einer **integrierten Welt** aufgewachsen und auf sie vorbereitet worden sind, **die dann nicht stattfindet**. Die erhofften Arbeitsplätze gibt es heute nicht mehr. So haben sie Selbständigkeit und Fertigkeiten zur Autonomie erworben, die an sich gut sind; eines fehlt ihnen jedoch in entscheidendem Maß: die Fähigkeit, mit anderen Menschen, die eine Behinderung haben, zu leben und zu arbeiten, mehr noch, die eigene Behinderung zu erkennen, ihre Grenzen einzuschätzen und darum zu wissen, daß ihr Wert nicht von der Anpassung an die Norm abhängt. Der Weg in eine Werkstätte für Behinderte, der für viele voraussehbar war, ist unvorbereitet und schmerzlich. Eine Welt stürzt ein, in der Konfrontation mit der Realität vollzieht sich ein Bruch.

Andere, **weniger integriert als Heranwachsende**, sind darauf besser vorbereitet. Aber auch sie stehen vor einem Verlust, z.B. Geld verdienen – und kein Auto kaufen können. Sie stehen vor der Notwendigkeit, ihre Lebensrealität und Lebenspläne zusammenzubringen – ein Weg, der nicht mehr schulisches Wissen vermittelt, sondern die Erfahrung, die manchmal weh tut.

BegleiterInnen geht es ähnlich. Eine junge Deutsche sagte mir einmal: „Ich habe in der Schule gelernt, in drei Sprachen über Atomkraft zu diskutieren, ich habe nicht gelernt, jemanden, der weint, zu trösten.“ Auch sie erleben einen „Kompetenzverlust“, wie der Organist, der zum ersten Mal in seinem Leben eine Windel wechseln soll, die Ausländer, die etwas zu sagen hätten, aber das zur Verfügung stehende Vokabular macht noch nicht mit – eine Begegnung mit meiner bisher vielleicht noch unbekanntem Einsamkeit und Reizbarkeit – Begegnungen mit anderen Gesichtern desselben Ichs.

Dazu kommt für alle die Begegnung mit anderen Menschen, die ihre Schwierigkeiten haben, die zuviel reden oder zuwenig, die zu sehr im Mittelpunkt stehen oder zu weit draußen, die ihre Ängste und Verletzungen, ausgesprochen oder unausgesprochen, in sich tragen. **An der Grenze des anderen berühren wir aber auch die eigene Grenze**, im Berühren des Leides des anderen berühren wir das Leid in uns.

Sich selbst zu begegnen führt hin zu der Entscheidung, **für sich selbst Verantwortung** zu übernehmen. Das kann für den einen bedeuten, daß er sich seine unkontrollierbaren Aggressionsausbrüche einzugestehen beginnt und dann doch einwilligt, ein Medikament zu nehmen oder statt der Leute einen Baum zu schlagen, das kann für einen anderen bedeuten, daß er sich zu einer Gesprächstherapie aufrafft, zu Yoga oder sonst einem Hilfsmittel. Sich selbst zu begegnen bedeutet, den Weg nach innen mit sich selbst und für sich selbst anzutreten, den Weg hinein in das eigene Chaos, die eigene Verwundbarkeit, die eigene Einsamkeit, es bedeutet das Ja zu einem „**creative suffering**“, zum „kreativen Leiden“, bei dem Leiden fruchtbar wird, das Ja zum Erwachsenwerden, das Ja zur eigenen Freiheit.

Nur wer sich diesen Weg nicht erspart hat, wird später einmal wirklich und von Herzen mit-leid-fähig sein, ohne zu erdrücken oder sich erdrücken zu lassen.

6.2 Entdecken, was Gemeinschaft ist

Gemeinschaft ist **nicht ein Kollektiv**, das heißt, es geht nicht um Mitläufer, man kann sich nicht verstecken, was jenen, die Schutz suchen, sehr entgegenkäme. Gemeinschaft ist der Ort, wo jeder in seiner Eigenart gefragt ist, mit seiner individuellen Gabe, wo sich jeder gewissermaßen outen muß. Da bin ich nicht vor Fehlern, vor Irrtümern bewahrt oder davor, daß mir auch einmal widersprochen wird.

Gemeinschaft ist auch **keine Bewegung**. Eine Bewegung definiert sich von dem her, was sie tut, was sie in Bewegung bringt. Eine Gemeinschaft versteht sich mehr von dem her, was sie lebt, was ihre Mitglieder sind. Gemeinschaft ist ein Ort des Lebens, ein Ort des Seins. Was ich tue, kommt danach. So bitten wir z. B. unsere Neuankömmlinge, in der ersten Woche gar nichts zu tun, oder zumindest nichts Wesentliches, sondern einfach **zuzuschauen**, zuzuhören, da zu sein – und sich kennenlernen zu lassen. Erst dann, wenn das erste Monat abgeschlossen ist, haben sie das Recht, in die Intimsphäre anderer einzudringen. Manchmal ist das für Leute, die Krankenschwestern oder Sondererzieher sind, besonders schwer. Sie sagen uns dann: Das kann ich ja, das kenne ich ja. Sie übersehen eins: Der von ihrer Hilfe betroffene Mensch kennt sie noch nicht.

Gemeinschaft ist ein Ort **aller Gattungen von Beziehungen**: gute Beziehungen, seichte und schlechte Beziehungen. Sie ist der Ort von Konflikt und Vergebung – und der Ort der Spannung zwischen Einordnen und Selbst-Bleiben, Umgang mit Autorität und Treue zu sich selbst, sie ist der Ort der Enttäuschung, der Projektionen abstreift und an den Absender zurückschickt, sie ist der Ort, wo wir lernen können, **Realisten** zu werden, **ohne dabei Sinn, Vision, Hoffnung zu verlieren**, weil die Gemeinschaft durch ihre einfache Existenz selbst gerade daran erinnert. Sie ist der Ort, wo Menschen ihre **verschiedenen Geschwindigkeiten** aufeinander abstimmen oder füreinander einsetzen lernen. Bis es aber soweit ist, führt auch dieser Weg über Versuch und Irrtum.

Gemeinschaft ist die Schule des Zuhörens, in unserem Fall auf die Inspiration ihrer schwächsten Glieder, ihre Wünsche, Sehnsüchte. Gemeinschaft ist das ständige Ineinander von:

- die Gemeinschaft für mich
- ich für die Gemeinschaft und
- agieren als Gemeinschaft

7 Einschub: Die Mittel

Wenn diese Entwicklungen für den einzelnen fordernd sind, braucht der einzelne auch Augenblicke, Durchblicke, die ihm Kraft und Mut geben, weiterzugehen. Wenn Gemeinschaftsleben ernüchternd und bisweilen anstrengend ist, braucht auch eine Gemeinschaft als Ganze Zeiten und Orte, wo sie auftanken und Kraft neu bündeln kann.

Ich will daher in diesem Abschnitt auf die Mittel eingehen, die wir bevorzugt einsetzen, weil die Erfahrung uns gezeigt hat, daß sie uns gut tun.

7.1 Die Anamnese der Lebensgeschichte

Wenn jemand einmal ein paar Jahre in der Arche verbracht hat, entsteht oft der Wunsch, die eigene Lebensgeschichte neu oder vielleicht überhaupt zum ersten Mal anzuschauen, Teile zusammenzufügen, andere, verlorene, suchen gehen, einschneidende Erlebnisse zu benennen und aus dem Abstand heraus emotional neu zu bewerten. Wir bieten dazu Nachdenkpausen, Besinnungstage und Gesprächsgruppen an.

So eine „**Nachdenkpause**“, die für Menschen mit Behinderung zwei Wochen dauert, wird während eines ganzen Jahres vorbereitet. Ein Begleiter, der den betreffenden Mann oder die betreffende Frau gut kennt, bildet ein „**Tandem**“. Wichtigste Voraussetzung ist die Vertrauensbasis. Sie tragen nun zusammen, was sich finden läßt: Fotos, Akten, Adressen. Sie besuchen die Orte, an denen der behinderte Mensch gelebt hat, ergänzen ihr Material, besuchen Eltern, Geschwister, Verwandte, ehemalige Erzieher, lassen sich erzählen, nehmen eventuell das eine oder andere Gespräch auf Kassette auf, lassen es ruhen, greifen es wieder auf, und erstellen so ein Fotoalbum mit Texten, das ein ganzes Leben nachzeichnet und meist sehr persönliche Aspekte des Lebens beinhaltet. Es ist nicht für den Aktenschrank gedacht, auch nicht für Fallbesprechungen und wird auch nicht hergezeigt wie ein gewöhnliches Fotoalbum, außer im intimsten Kreis. Es kann allerdings geschehen, daß dabei Schichten angerührt werden, deren Bearbeitung nicht Aufgabe des „Sammlers“ ist. Er kann dann mit Einverständnis der Person ein Thema an die Psychologin, den Psychiater, den Seelsorger oder eine sonst geeignete Person „weiterleiten“. Nach einem Jahr, manchmal auch mehr, findet nun das Ereignis statt: Eine Gruppe von etwa zehn behinderten Menschen mit den Begleitern trifft sich, und diese zehn erzählen sich ihre Geschichte, oder was sie davon anvertrauen wollen.

Da kommt es oft zur Entdeckung gemeinsamer Züge im Erlebten, zum Gespräch, zur Anregung durch die Sichtweise der anderen, vor allem wenn es um die Fragen geht: „Was ist meine Behinderung? Wann habe ich zum ersten Mal oder schrittweise erkannt, daß ich anders bin? Wie lebe ich heute mit dieser Tatsache?“ In diesen Gruppen wächst eine tiefe Solidarität, oft sind es die behinderten Menschen selbst, die füreinander die schönsten, echtsten Antworten bereit halten.

Diese zwei Wochen werden außerdem von einem Team von zwei Leuten begleitet, die die Aufgabe der Gesprächsleitung haben, die über den Gruppenprozeß wachen und die auch **Referenten** zu bestimmten Themen einladen, z.B. jemanden, der sachlich richtig, aber in einfacher, anschaulicher Form erklären kann, welcher Prozeß abläuft, bis man jemandem vergeben kann, was Trauerarbeit ist oder der Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenalter usw. So ein Referent kann aber auch ein Mann oder eine Frau mit einer Behinderung sein, der auf dem Weg schon ein bißchen weiter ist als die anderen.

Ein ähnliches Ziel verfolgen **Gesprächsgruppen**, die im Grunde von Menschen mit Behinderung initiiert wurden, zu Themen wie: „Meine alternden Eltern. Wenn die Beziehungen zur Familie schwierig sind. Mein Körper und Sexualität.“

Es geht darum, das Erlebte Wort werden zu lassen, diesem Wort Raum zu geben und ihm zu glauben, es geht darum, das Leid des anderen wirklich anzuhören und sich dann auf die Suche nach dem nächsten Schritt zu machen, **in der Hoffnung, daß einmal benanntes Leid schon weniger weh tut** und Menschen so der Heilung näherkommen, zumindest einer Heilung, die ganz leise ist, so wie die Hoffnung, wie die **Berührung des innersten Kerns**.

7.2 Konflikt und Dialog

Das Auseinanderhalten des Resultats, Vergebung oder Dialog, ist wichtig, denn Vergebung setzt schuldhaftes Verhalten voraus, und nicht jeder Konflikt ist schuldhaft. Konflikte gibt es, auf allen Ebenen, und ausgefochten mit allen Mitteln, verbal und nonverbal, und gelegentlich auch mit Gewalt, wenn der Konfliktstoff in erster Instanz überhört oder ungenügend gelöst worden ist. Das chinesische Schriftzeichen für Krise setzt sich zusammen aus den Zeichen für „Gefahr“ und „Chance“. Die Chance ist, daß sich Menschen **auseinandersetzen**, d.h. sich trennen, daß sie ihren Unterschied bestätigt wissen wollen – es ist die Gelegenheit, ihre Einzigartigkeit zu bestätigen, von ihnen aber auch desgleichen zu erwarten, und so kann aus der Auseinandersetzung ein neues, tieferes **Zusammensetzen** werden, es können Erlebnisse Wort werden, bewußt werden, dem einzelnen und gemeinsam, die sonst untergehen. Es sind Wendepunkte. Allerdings braucht es außer den Betroffenen einen, der diese Sicht aufschließt, der Reden und Hören wieder in Gang bringt, der auch eine Geste der Versöhnung, wenn die Zeit reif ist, vorschlagen kann oder sich mitfreut über einen neu zustande gekommenen Dialog; der aber auch am Ball bleibt, wenn es zum Bruch gekommen ist.

Zeichen spielen hier eine besondere Rolle, z.B. wenn jemand auf einen anderen losgegangen ist und dann nach ein paar Tagen Besinnungspause, nach Gesprächen der Betroffenen, aber auch einer Hausgemeinschaft, die meist ja Zeuge war, in sein Haus zurückkommt, dann darf beim Abendessen am Tisch die Flasche Wein nicht fehlen oder Blumen, auch wenn man nicht immer eine Japanerin zur Hand hat, die das geeignete Ikebanagesteck zu gestalten weiß. Bei uns ranken sich zahllose Geschichten um dieses Thema: **Dominique**, der die Spannung zwischen einem Begleiter und der Hausverantwortlichen einfach nicht mehr aushielt, gestaltete eines Tages das Abendgebet: aus Sesseln und Decken baute er ein Boot, und ohne jeden Kommentar nahm er die beiden bei der Hand und führte sie ins Boot hinein. Da ließ er sie dann, ebenso kommentarlos, sitzen, bis jemandem ein geeignetes Lied einfiel. Tags darauf setzten sich die beiden doch zusammen. Freunde sind sie nie geworden, aber der Sturm war vorbei, und sie gelangten ans andere Ufer, d.h. bis zu den Ferien, die dann eine Veränderung brachten.

Zwei Mal im Jahr machen wir uns auch als Gemeinschaft zu einem Versöhnungsabend auf. Was für einzelne gut und menschliche Notwendigkeit wie Fähigkeit ist, kann für uns als Ganzes nicht schlecht sein.

7.3 „Außerhalb“

Wer immer innerhalb der Gemeinschaft lebt, macht früher oder später mit dem Bekanntschaft, was man landläufig den **Lagerkoller** nennt. Nun haben nicht alle eine Familie oder Gastfamilie. Es ist nicht immer leicht, jenen Raum zu schaffen, der außerhalb der Gemeinschaft liegt und doch Sicherheit bietet, auch wenn er von uns unkontrolliert oder unbegleitet ist. Da kommt uns jetzt etwas zugute, bei dem sie vielleicht vor einigen Minuten noch Bedenken hatten.

Wenn BegleiterInnen nur auf einige Monate oder ein Jahr kommen, heißt das doch im Klartext, daß bei uns ein großer Wechsel sein muß. Und das ist auch der Fall. Ich will diesen Wechsel nicht idealisieren, vor allem wenn der Prozentsatz zu groß ist, und in manchen Arche-Gemeinschaften ist der das. Er hat aber eine gute Seite.

Viele Begleiter bleiben von dem, was sie hier erlebt haben, innerlich ein Leben lang geprägt. Es beeinflusst im weiteren ihre Berufs- und auch Partnerwahl, auf jeden Fall aber ihre Einstellung zu wie auch immer benachteiligten Menschen. Manche bleiben mit der Gemeinschaft, in der sie gelebt haben, fast möchte ich sagen lebenslänglich in Kontakt – zwischen ihnen und einer Hausgemeinschaft, zwischen ihnen und einem Mitglied mit Behinderung, entwickeln sich treue und tiefe Freundschaften – und plötzlich haben Menschen, die niemanden mehr haben, doch jemanden. Nicht alle wohnen ganz in der Nähe, um so interessanter wird die Herausforderung, wenn mit dem Besuch nach Weihnachten oder über ein verlängertes Wochenende nicht nur die Freude des Wiedersehens, sondern auch ein Flug verbunden ist, die Fahrt im Hochgeschwindigkeitszug im oberen Stock und ähnliche Träume, die sich bei der Gelegenheit erfüllen.

Auch uns als Gemeinschaft entlastet es, wenn wir BegleiterInnen uns einmal im Jahr zu einem Wochenende zurückziehen können und unsere Ehemaligen die Regie übernehmen. Es ist dann so, wie wenn die **Oma** in die Familie kommt. Da sind manche Dinge erlaubt, die sonst nicht erlaubt sind. Aber das ist ja das Charisma der Oma, ihre Gabe, an der noch niemand zugrunde gegangen ist. Durch diese Ehemaligen öffnet sich uns auch ein Stückweit die Gesellschaft, unser Umfeld wird größer, sie lassen uns teilhaben an ihrer Lebenswelt, und von hier aus ziehen sich oft Kreise.

7.4 Feiern

Feiern und eine Party, eine Fete, sind verschiedene Dinge. Es gibt nicht nur Spaß, sondern, wie Jean Vanier in seinem Buch über Gemeinschaft sagt: „Vergebung und Feste feiern bilden das Herz der Gemeinschaft. Es sind zwei Gesichter der Liebe. Ein Fest zu feiern ist der gemeinsame Ausdruck, die gemeinsame Erfahrung von Freude und Danksagung.“ Wir treten hinaus aus der täglichen Tretmühle, die Einheit der Gemeinschaft, ihr Sinn wird berührbar, aber auch im Fest gestiftet. Wir feiern viele Feste: die üblichen Anlässe wie Geburtstage, der Besuch eines Freundes, der Abschied eines Begleiters, der zehnte Jahrestag der Aufnahme, der 15., 20. oder 30. Geburtstag einer Hausgemeinschaft, das alles wird Fest, aber auch Ereignisse unkonventioneller Art: Christian ist zum ersten Mal alleine mit dem Bus nach Compiègne gefahren, Ghislaine hat es geschafft, sich von 20 Pullovern zu trennen, die seit Jahren schon zu klein sind, Jean-Pierre kam aus dem Krankenhaus zurück, ... und Jean-Marc hat zum ersten Mal nicht in die Windel, sondern in die Toilette fabriziert.

Diese Feiern, bei denen nicht immer nur die großen, ausgelassenen, verrückten Dinge eine Rolle spielen, sondern auch die vielen kleinen Aufmerksamkeiten, die Servietten in der Lieblingsfarbe, das Lieblingsmusikstück, besondere Gäste, diese „**Tüpfel auf dem i**“ sind nichts anderes als der Ausdruck der Freude am Menschen, der **Freude an diesem Menschen**, dem wir durch ein Fest zeigen, daß wir ihn kennen und daß wir ihn mögen, so wie er ist, daß wir uns mitfreuen, so wie wir ja auch die andere Seite teilen.

Die Freude am Menschen wird dann auch unsere Kraft. Für Menschen, die intensive Beziehungen, helfende Beziehungen leben – vom Burn-out bedroht –, ist es wichtig, diese Kraftquelle nicht nur außerhalb ihrer Tätigkeit, sondern **inmitten ihrer Tätigkeit**, inmitten ihres Engagements zu finden. Wenn wir dem anderen nicht nur vermitteln wollen, daß er für uns „Arbeitsursache“, eine Last, der Grund unseres ununterbrochenen Herumrennens ist, dann müssen wir auch gemeinsam stillstehen und ruhen können, eben gemeinsam feiern, um so zu sagen, daß er mehr ist, daß die Schönheit Gottes, die Ebenbildlichkeit in ihm lebendig ist und manchmal durchscheint. Ja, die Freude am Menschen ist unsere Kraft.

7.5 Gemeinsam Essen

So ein Fest im kleinen, im Alltag ist das gemeinsame Essen. Wir teilen, was auf den Tisch kommt, und wir teilen uns mit, die wir zu Tisch kommen. Ich fragte eine Frau, die viele Einrichtungen erlebt hat: „Was ist für dich der Unterschied in der Arche?“ Sie zählte mir einiges auf: „Ich kann wählen, ich bin frei, ich werde geachtet, aber das Wichtigste: Wir essen miteinander.“

Sie verbrachte die Ferien mit einer Organisation, die Urlaube für Behinderte veranstaltet. Die Betreuer saßen immer an einem eigenen Tisch. Sie fragte, warum sie nicht mit ihnen, den behinderten Menschen, essen würden. Die Antwort war: „**Ihr redet ja immer vom gleichen.**“ Mir gegenüber fügte sie hinzu: „Aber bei uns stimmt das nicht.“

Sagte sie das, weil sie nach 25 Jahren Arche von dieser Tischkultur geprägt ist? Ich erinnere mich, daß vor nicht langer Zeit gerade sie es war, der diese Tischgemeinschaft oft unerträglich war. War es ihre „Arche-Kultur“, die ihr das Selbstbewußtsein gab, die Betreuer auf ihr Verhalten hin anzureden? Ich weiß es nicht. Ich habe nur gehört, wie sie schluchzend hinzugefügt hat: „Ich will mich nie mehr wieder so behandeln lassen.“ In ihr waren die tiefsten Wunden berührt worden – als Mensch zweiter Klasse behandelt zu gelten, der nichts zu sagen hat, das Vorenthalten des Zusammenseins, der Freundschaft – und diese Freundschaft entsteht eben nur, wenn man einen Sack Salz zusammen gegessen hat. Das weiß nicht nur Aristoteles, das weiß auch diese Frau.

„Ihr redet immer vom gleichen“ – das passiert tatsächlich schnell, vor allem wenn die Gruppen homogen sind, d.h., wenn die **verbal mächtige Gruppe homogen** ist und z.B. aus lauter Erziehern besteht. Ein Gespräch kreist dann schnell ums gleiche, und das Ereignis Essen wird auch schnell ein **erzieherischer Höhepunkt**, der eher zur Magenverstimmung beiträgt als zum Widerschein des Festes. Das gemeinsame Essen, auch mit Schwerstbehinderten, war für mich der eindrucklichste Augenblick in der Zeit nach meinem Ausstieg als Sondererzieherin und meiner Ankunft in der Arche – und wie befreiend war es, mit Menschen am Tisch zu sitzen, die von Pädagogik keine Ahnung hatten, aber die ihre Welt hereinbrachten. Die Spannweite reichte vom Pferdepfleger über einen Politologen bis zu einem Maler. Mir wurde rasch klar, warum behinderte Menschen in der Arche eine **relativ große Allgemeinbildung** haben bis hin zur Zweisprachigkeit und wie leicht dies zu vermitteln ist, wenn aus der Tischkultur

gelegentlich, aber regelmäßig „Kultur bei Tisch“ wird. Auch das ist ein Aspekt von Integration.

Es stimmt, daß es nicht leicht ist, immer auf Themen zu stoßen, die möglichst viele einbeziehen. Die **Teilhabe** geschieht aber auch **nonverbal**, z. B. durch das Weiterreichen des Obstkorbes oder die Weigerung, über einen Teller zu greifen und eben um etwas zu bitten. Nicht alle halten auch so viel Nähe über so eine Stunde zwei Mal täglich aus. Einige fangen dann eben später an oder hören früher auf, essen im Nebenzimmer bei geöffneter Tür oder zu dritt im Garten.

Und dann gibt es eine kleine Besonderheit. Um den Menschen entgegenzukommen, die sich nicht sprachlich ausdrücken, essen wir in vielen unserer Häuser regelmäßig **in Stille**, d.h. in relativer Stille, denn dann wird viel Mimik und Gestik frei. Diese Mahlzeiten sind sehr kommunikativ und enden oft in einer ausgelassenen Orangenschalenschlacht, ein in der Arche weltweit verbreitetes Ritual.

Freundschaft entsteht, wenn man zusammen einen Sack Salz gegessen hat.

7.6 Entdecken, daß ich geliebt und liebesfähig bin

Wenn jemand trotz all dieser Entdeckungen und Ernüchterungen, trotz eines geringen Einkommens, trotz weniger Freizeit und echten Belastungsproben dann nach ein paar Jahren immer noch in der Arche und dabei auch glücklich ist, dann ist der einzig plausible Grund, der sich dafür anführen läßt, daß er sich in all diesen Spannungsfeldern nicht nur auf dem Weg zu persönlicher Reife und Tiefe erlebt, sondern daß er sich auch wirklich als geliebt und liebesfähig entdeckt. Die verschiedenen Gegenüber sind ihm zum Du geworden, ein **Bund** ist entstanden. Der andere, der für mich oft Last war und ist, ist im selben Maß auch Geschenk. Wir sind gegenseitige Zeugen unseres Ringens, unseres Werdens. Es war dieser Bund der anderen mit mir, in dem ich mich erkennen, annehmen und entfalten konnte, es ist dieser mein Bund mit einem und vielen anderen, in dem sie sich erkennen, entfalten und annehmen können. Dieser Bund ist ident mit jenem Kern, wo ich mich am tiefsten in meiner eigenen authentischen Identität erlebe und doch auch authentisch verbunden mit allen Menschen, mit allem Geschaffenen – und mit dem Schöpfer. Ich berühre hier in mir, und das ist das Glaubensbekenntnis von uns Christen in der Arche, den urmenschlichen Kern, das **urmenschliche Herz Gottes**, dem nichts Menschliches fremd ist, „**der nicht gekommen ist, um das Leid zu erklären, sondern um es zu bewohnen**“ (Paul Claudel). Das hat nichts mit Masochismus zu tun. Es ist der Glaube daran, daß hier ein fruchtbares Erdreich liegt, das uns zur Ganzheit hinwachsen läßt, zur Liebe. Der **Schatz im Acker** liegt am tiefsten Punkt, in mir und in jenen Menschen, deren Leid so offensichtlich ist, daß sie mich gezwungen haben, hinzuschauen, zu berühren.

Leid nicht erklären zu können oder zu brauchen, sondern es zu bewohnen wird dann zur Nahtstelle, an der sich die Pädagogik verabschiedet und ihren Platz der tief empfundenen Mitmenschlichkeit und Compassio überläßt. Hier kann ich heraustreten aus der Spirale der Nützlichkeit und eintreten in eine Ethik des Bleibens, von hierher habe ich die Kraft, eine sich ständig erneuernde Kraft, auch in Situationen zu bleiben, wo sich nichts ändert, hier kann ich bleiben, dabeibleiben, bleiben in Freiheit und bleiben im Freilassen, so wie Gott mit mir, mit uns dabeibleibt und freiläßt, er, der die Kraft in der Schwachheit ist (2 Kor 12,9).

In dieser Bindung erlebe ich ein Zweifaches: Ich erlebe mich recht klein, nicht kraftlos, nicht ausradiert, aber klein, entweder, weil Bleiben ja bedeutet, auch in den ganz alltäglichen, sich ständig wiederholenden Dingen zu bleiben, ein unscheinbares Leben zu führen, auch von der Routine und damit vom Sinnverlust, vom Wertverlust bedroht; klein aber auch, wenn ich jemanden begleite, dem es wirklich schlecht geht, und die Besserung nicht in Aussicht ist. Unsere Plätze sind nicht austauschbar. Ich erlebe mich da klein, weil ich einfach kein Profi werde, ich habe keinen Trick, den ich jetzt weitersagen könnte. Mir tut es jedesmal neu weh; der fremde Schmerz bleibt für mich ansteckend, das heißt, ich leide mit; im Ringen um die Annahme und ums Bleiben erlebe auch ich bisweilen meinen Bodenaufschlag; ich werde nicht abgebrühter und stärker, sondern schwächer und verletzlicher.

Allerdings, und das ist die zweite Seite, werde ich auch vertrauter. Dieser Bund, die Bindung entspringt für mich ja nicht einem Pflichtbewußtsein, sondern einer inneren Logik. Das schließt gelegentliche Überforderung nicht aus, sondern ein – in der Hoffnung, daß auch ich dann von der Gemeinschaft aufgefangen bin. Das Maß der Überforderung, das Maß der Investition ist später sehr oft das Maß der Verbundenheit, der Freude, denn ich werde vertraut mit einem anderen Lebensgesetz, ich werde immer wieder Zeugin von Auferstehung mitten im Leben. Für mich gibt es nichts Schöneres als diese Kettenreaktion, die dann entsteht: Menschen, die nach innen gereift sind, versöhnt, aufgestanden, die anderen zur Reife, zur Versöhnung, zum Aufstehen helfen, sie anstiften, auch wenn sie nach außen sehr verletzlich und zerbrechlich bleiben.

Wenn Sie die Berichte vom Tod und der Auferstehung Jesu genau lesen, werden sie feststellen, daß die Zeugen, die unter dem Kreuz ausharren, auch die ersten, privilegierten Zeugen der Auferstehung sind. Das ist nicht nur eine Geschichte, die man glaubt oder nicht, und es ist schon gar kein Zufall. Das ist eine Gesetzmäßigkeit menschlicher Compassio, auf die wir uns verlassen können.

Aus diesem Grund ist für mich dieser Bund kein Kraftakt, sondern eine Verheißung, eine ganz persönliche Seligpreisung.

Dieser Bund, der das schwächste Glied der Gemeinschaft in die Mitte gestellt hat, verändert auch unsere Mitte, unser Herz. Es geschieht „Normalisierung anders herum“. Wir passen uns nicht einer herzlosen Norm an, wir entdecken die Norm, die Logik des Herzens – wir nehmen die Gabe an, die uns Menschen mit einer geistigen Behinderung so oft hinhalten, wenn sie nicht etwas geben, sondern sich. Mein Antwort darauf, unsere Antwort darauf in der Arche, kann auch nur die sein, nicht etwas zu geben, sondern uns.

Den Bund anzunehmen, zu bleiben ist dann nur mehr eine Spielart der Dankbarkeit.